

tion der scheinbar so wichtigen Trennungslinie zwischen rechts und links ist. Der Zeit nach 1933 gehören die entscheidenden Begegnungen mit dem Christentum an. Kardinal Faulhabers Predigten über Christentum und Judentum gehören dazu; vor allem aber die Bekanntschaft mit einfachen Christen, die an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs glaubten und die — entgegen den Juden und deren Verfolgern — die Rassenmauer um den Gott vom Sinai für niedergerissen hielten. Dies wurde für Stern zum entscheidenden Erlebnis. Denn war dies nicht die Erfüllung des Prophetenwortes, daß durch den Messias das Wort Gottes auf den fernsten Inseln verkündet werden würde? „Kein Leugnen nützte, — es war geschehn. Wir wollen einen Augenblick darüber nachdenken, daß es einst an der Peripherie des römischen Kaiserreiches ein kleines Volk gegeben hatte, das, wie eine Insel im Meer von tausenderlei Glaubensbekenntnissen, eifersüchtig den kostbaren Schatz der göttlichen Offenbarung hütete, — und hier stand ich nun, zwei Jahrtausende später, und hörte auf die Worte derer, die nicht im Fleische zu Israel gehörten, aber den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den Gott Moses', Isaiahs und Hiobs verteidigten, als wäre ihr eigenes Leben in Gefahr.“

Von diesem Erlebnis bis zur Anerkennung Jesu als des Sohnes Gottes und der Taufe liegen noch einmal zehn Jahre bewegter innerer und äußerer Ereignisse, Gespräche mit Martin Buber, Emigration nach England und Kanada. Heirat, Begegnung mit Maritain und Pater Couturier, immer begleitet von der Erinnerung an die „Kaspar Russens und die Hausmägde“ in München und Heidelberg, die „die Aura harter Arbeit, die Rechtlichkeit der Psalmen und den Frieden des Evangeliums“ verbreiteten. Sie „gerieten nicht in Verwirrung. Wie die Fledermäuse im Dunklen ihren Weg finden dank der von ihnen ausgestrahlten Überschallwellen, sandten diese Menschen ständig die Ausstrahlung von Gebeten und Opfern in ein dunkles Universum, und von irgendwoher kam ein Echo zurück. Auf diese Weise verloren sie nie ihre Orientierung. Auf diese Weise konnten sie auch die verwirrendste Situation auf eine einfache Formel bringen. Ihre Welt war vom Evangelium vorgezeichnet“. Babette Klebl, eine Magd, sagte ganz einfach: „Was wollen sie den Juden antun? Das wird ein schlimmes Ende nehmen, weil unser Herr Jesus selbst ein Jude gewesen ist.“ Diese Feststellung war einfach und intelligent. Berdjajew und Maritain sagten wirklich nichts anderes. Sie sagten es nur auf eine abwechslungsreichere und interessantere Weise. Nichts hat mich mehr von der Göttlichkeit der Kirche überzeugt als diese organische Kontinuität zwischen den Klebls einerseits und den Berdjajews und Maritains auf der anderen Seite. Ich bin überzeugt, daß ohne die Kirche die Klebls nicht die adeligen und weisen Geschöpfe sein würden, die sie sind, und daß Intellekt ohne Demut die größte zerstörerische Macht auf der Welt ist.“

Der Schritt Sterns in die Kirche ist darum so gewichtig, weil er sich sozusagen „auf der Höhe des Problems“ vollzieht. Lange Zeit glaubt er an die Möglichkeit „Jude zu bleiben und doch das Geheimnis Jesu in sich zu bewahren“, — etwa im Sinne Welfels. Die Taufe erscheint als so etwas wie Fahnenflucht aus der Solidarität des jüdischen Schicksals. Aber dieser Gedanke trägt nicht mehr. „Denn in der jetzigen Verfolgung durch die Nazis wurden die Juden, zum ersten Mal in der Geschichte seit Christi Erscheinen, nicht wegen ihrer Religion verfolgt, sondern einzig und allein wegen ihrer Rasse. Ich hatte es ja in Deutschland selbst erlebt, daß jüdische Christen häufig schlimmer daran waren als wir, die auch der Religion nach Juden waren. Sie wurden von den „Christen“ als Juden und von den Juden als Abtrünnige abgelehnt. Sie teilten das Los Christi, von dem Pascal sagt, er sei ebenso unerwünscht bei Heiden wie bei Juden. Also konnte die Taufe nicht länger als eine Flucht aus dem jüdischen Schicksal ausgelegt werden. In dieser Hinsicht hatte Hitler, ohne es zu wollen, einer geistigen Streitfrage zur Klärung verholfen. Das Christwerden ist für den Juden ein

merkwürdig paradoxer Vorgang. Einerseits bedeutet der Eintritt in die Kirche für ihn nicht die Absage an alles was vorher war, sondern er ist nichts als die Erfüllung seines Judentums. Aber eben deshalb bedeutet sie auch die Aufgabe seiner völkischen Existenz. Stern ist mit Ricarda Huch der Meinung, daß die Juden das einzige Volk sind, das nicht ein Volk bleiben und zugleich christlich sein kann. „Christus fordert ein zweifaches Opfer von seinem Volk: nicht nur der individuelle Adam muß sterben, um sich in Ihm aufzulösen, auch die Gruppe mußte aufgelöst werden“ — eine Bemerkung, die nach der Verwirklichung einer profanen jüdischen Existenzform im Staat Israel vielleicht ihre Gültigkeit verloren hat.

Eine ART LEHRHAFTEN Extrakt seines geistigen Weges gibt Stern am Ende seines Buches, in einem Brief an seinen Bruder. Dieser Bruder Ludwig gehört sehr eng zu Sterns Leben. Er ist einen anderen Weg ebenso konsequent gegangen wie Karl Stern den seinen. Er ging ganz auf in der zionistischen Bewegung und leistete in der Zeit nach 1933 Großartiges, vor allem in der Fürsorge für jüdische Kinder. Im KZ war er unerschütterlicher Halt für viele inmitten der allgemeinen Demoralisierung. Er ging dann nach Palästina, wo er in freiwilliger Armut beim Aufbau einer Kommune am Fuße des Karmel tätigen Anteil nahm. Seines Bruders Orthodoxie blieb ihm ebenso fremd wie sein späterer Übertritt zum Christentum. „Palästina wird nicht durch Fasten wiederaufgebaut“, antwortete er einmal auf die Vorhaltungen eines Synagogendieners. Auf Ludwigs Frage schreibt Stern eine Reihe von Gedanken nieder, Gedanken, über Gott, Religion, Wissenschaft, Christentum und Kirche, Gedanken, die nicht nur erklären sollen, wie er Christ wurde, „sondern auch den Christen helfen sollen, ihre Brüder, die Juden, besser zu verstehen“. Dabei kommt Stern auf jene von Buber mitgeteilte chassidische Erzählung zu sprechen, in der ein Rabbiner auf die Ankündigung, der Messias sei gekommen, aus dem Fenster schaut und sagt: „Ich sehe keine Veränderung.“ Diese Geschichte ist für Stern die ganze geistige Geschichte des Judentums der letzten 2000 Jahre. Er stimmt der Bemerkung des Rabbiners nicht bei. Für ihn ist die Messiasverheißung in Christus erfüllt. Die Erwartung einer automatischen Veränderung der Welt würde auf eine Leugnung der inneren Freiheit hinauslaufen. Andererseits aber ist die messianische Ungeduld die Erwartung der Fülle der Erlösung, ein Element, das im christlichen Bewußtsein heute allzu verblaßt ist. Der messianische Skeptizismus der Juden, ja ihre Existenz als Juden sind deshalb ein ständiger Stachel im Fleisch der Christen. „Wenn der heilige Paulus sagt: ‚Die Verstocktheit eines Teils von Israel wird solange dauern, bis die Vollzahl der Heiden eingetreten ist‘ (Röm 11, 25), prophezeit er nicht nur, sondern ermahnt die Heiden. Vollzahl ist nicht nur numerisch gemeint, sondern hat auch eine qualitative Bedeutung. Bis die Heiden nicht eingehen in die Fülle, können sie von den Juden nicht erwarten, daß sie sehend werden.“

Robert Spaemann

Diese Besprechung ist ein Vorabdruck aus der Monatsschrift „Wort und Wahrheit“ (Herder, Freiburg i. Br.).

Sinzheimer, Hugo: Jüdische Klassiker der deutschen Rechtswissenschaft, Frankfurt a. M.: Klostermann. 1953. XXVII, 253 S. (Frankfurter Wissenschaftliche Beiträge, Rechts- und Wirtschaftswissenschaftliche Reihe, Bd. 7), brosch. 18.50, geb. 21.50.

Diese Buchanzeige von Dr. Karl S. Bader, Professor für Rechtsgeschichte in Zürich, hat über Deutschland hinaus, ja, besonders im Ausland, Aufsehen erregt. Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers, des Verlages und der Redaktion veröffentlichen wir diese Besprechung aus der „Juristenzeitung“, 20. April 1955 (10, 8) S. 254.

Die hier vereinten zwölf Essays des in der Emigration verstorbenen Gelehrten müssen aus der Situation heraus verstanden und gewürdigt werden, in der sie geschrieben wur-

den. Der aus seiner deutschen Heimat Vertriebene, dessen bahnbrechende Forschungen dem modernen Arbeitsrecht gegolten hatten, griff zur Feder, als er Kenntnis von jener denkwürdigen Tagung der „Reichsgruppe Hochschullehrer des Nationalsozialistischen Rechtswahrerbundes“ im Oktober 1936 erhielt, auf der unter Franks Vortritt in grellen Fanfarenstößen das Thema „Das Judentum in der Rechtswissenschaft“ von ehemals führenden Gestalten des deutschen „Rechtswahrertums“ behandelt wurde. Wer jene von Liebedienerei und Speichelleckertum triefenden Ergüsse heute liest (und ich meine fast: sie sollten von gewissen auch heute unbelehrbaren und sich in späte Ahnungslosigkeit hüllenden Zeitgenossen wieder einmal gelesen werden), kann sich eines Gefühls des Ekels nicht erwehren. Sinzheimer ging einen Weg, den Durchschnittsmenschen nicht erwartet hätten und schwer verstehen werden: nicht eine Kampfschrift gegen die kämpferisch sich gebärdenden Pamphlete, sondern eine von tiefem Verantwortungsbewußtsein für Wahrheit und Recht getragene, wissenschaftliche Arbeit ist entstanden. Zwölf biographische Skizzen, umrahmt von einem Vor- und Schlußwort, stellen Haltung, Denken und Werk jüdischer Rechtsgelehrter dar, deren Name in aller Welt und vorab in Deutschland selbst hohen Klang besaß, Männer, deren Judentum erst der Rassenwahn wieder entdecken mußte, weil sie mit der Selbstverständlichkeit geistesgeschichtlicher Entwicklung längst in die Zahl der großen Deutschen eingegangen waren.

Mit knappen Strichen, biographischen und bibliographischen Ballast souverän beiseite lassend, zeichnet der Verfasser die Gestalten. Fast alle Disziplinen sind vertreten; jede Epoche und Schule der Rechtswissenschaft seit den Tagen Savignys wird durch diesen oder jenen dieser „Klassiker“ repräsentiert. Aller Streit darum, ob gerade sie, die Genannten, oder nicht vielleicht andere ihrer Art „Klassiker der deutschen Rechtswissenschaft“ genannt zu werden verdienen, muß von vornherein verstummen; jede Auseinandersetzung mit der Frage, ob man je und je gut daran tut, von „jüdischen Klassikern“ gerade dort zu sprechen, wo die Verbindung mit deutschem Leben und deutscher Wissenschaft so gänzlich unlösbar erscheint, wäre vollends müßig. Denn Sinzheimer geht es nicht um Abschätzung und Vergleich der Leistungen und Werte, sondern eben um diese völlige Evidenz selbstverständlicher Zugehörigkeit. Und außerdem kann auch die Auswahl vor dem Urteil unserer Wissenschaft bestehen: „große Rechtsdenker“, um Erik Wolfs prägnante Formel zu gebrauchen, oder große Rechtsgestalter jedenfalls waren sie alle: Friedrich Julius Stahl, Paul Laband und Eduard von Simson, ohne die wir uns Staat und Staatsrecht der Bismarckschen Zeit, Georg Jellinek, ohne den wir uns die Entwicklung des öffentlichen Rechts der Gegenwart nicht vorstellen können; die Romanisten und Zivilisten Heinrich Dernburg, Otto Lenel, Josef Unger, der Vater des modernen Handelsrechts Levin Goldschmidt, der Strafrechtshistoriker Wilhelm Eduard Wilda, der Strafprozessualist Julius Glaser, der Rechtssoziologe Eugen Ehrlich und der Arbeitsrechtler Philipp Lotmar. Und jeder einzelne von ihnen war mehr als Jurist im landläufigen Sinne, war zugleich Mitgestalter rechtlicher Gesittung, Träger allgemeinen und persönlichen wissenschaftlichen Ethos. Darauf kam es Sinzheimer an, und darin hatte er die glückliche Hand des aus erzwungener Distanz frei wählenden, überlegenen Beobachters. In ruhigen Zeiten breiten gelehrten Schaffens hätte man seine Methode die eines Eklektikers genannt. In jenen Tagen galt es zu wählen und zu sondern, um fern allen Daten und Zitaten mit ruhiger wissenschaftlicher Prägnanz eine klare und unzweideutige Antwort zu geben.

Der Frankfurter Fakultät, der Hugo Sinzheimer einst angehört hatte, gebührt Dank für die Aufnahme der Schrift in ihre Reihe wissenschaftlicher Beiträge. Für sie spricht Franz Böhm, wie kein anderer gerade dazu berufen, in einem Geleitwort, das mit der abgenützten Vokabel „auftrüttelnd“ nur unzulänglich zu charakterisieren ist. Denn mit gewissem

Bangen erheben wir die Frage, ob die Stunde des Aufgerütteltseins gekommen oder etwa schon vergangen ist, ob die Angerufenen — und das sind wir alle, alle — den Ruf hören und hören wollen. Auf jener Tagung diabolischer Perfidie sprach Carl Schmitt davon, daß im „jüdischen Gesamtverhalten“ in raschem Wechsel der Gesamtsituation immer wieder ein „Maskenwechsel von dämonischer Hintergründigkeit“ eingetreten sei. Hat er vielleicht etwas Richtiges gesagt und nur den Adressaten verwechselt? Welche „Maskenwechsel von dämonischer Hintergründigkeit“ haben wir nicht bei jenen Scheltern erlebt! Und wieviele Maskenwechsel, die nicht einmal von „dämonischer Hintergründigkeit“ bestimmt sind, sondern einfach von Feigheit oder Bequemlichkeit, erleben wir täglich von neuem! Alldem zum Trotz: zu den Dingen, die gesagt und geschrieben werden mußten, gehört Sinzheimers fast leidenschaftslos vortragener Zyklus. Über alles bloß Zweckhafte hinaus erfüllt er die unumgängliche Aufgabe des reinen Zeugnisses.

Leo Baeck: Dieses Volk — Jüdische Existenz. Frankfurt/M. 1954. Europäische Verlagsanstalt. 182 Seiten.

Wir freuen uns, daß das Organ des Nordwestdeutschen, Südwestdeutschen und Bayrischen Religionslehrerverbandes diese Besprechung brachte und geben sie wieder. (Aus: Religion und Weltanschauung. Zeitschrift für den Katholischen Religionsunterricht an höheren und mittleren Schulen. März/April 1955 (X. 2. S. 74).

„Seit den zwanziger Jahren zählt Oberrabbiner Dr. Baeck zu den bedeutendsten Persönlichkeiten des zeitgenössischen Judentums. Durch seinen schöpferischen Anteil an der religionswissenschaftlichen Forschung und durch den Einfluß, den er als Lehrer von Hunderten von Rabbinern in Europa und Amerika ausgeübt hat, trug er entscheidend dazu bei, das geistige Gesicht des Judentums zu formen. Ein großer Teil seiner Werke ist auch der Auseinandersetzung mit dem Christentum gewidmet. Er ist nicht nur der tiefe Kenner und feinsinnige Kunder des Judentums geworden, er gab auch, durch die menschliche Größe, mit der er in schwerster Zeit gegen seelische Verwirrung und politische Verwilderung auftrat und sein priesterliches Amt erfüllte, ein Vorbild religiöser Bewährung“ (Freie Universität Berlin, 1953).

In jener dunklen Zeit der Verfolgung ist das hier angekündigte Buch geschrieben. Der Verfasser wollte damals sich selbst Rechenschaft geben von diesem jüdischen Volke, diesem jüdischen Leben. Die Schrift wurde so in der Jahren des Terrors in Berlin begonnen und auf Papierfetzen im Konzentrationslager Theresienstadt beendet. Sie umfaßt die Kapitel ‚Der Bund‘, ‚Der Auszug‘, ‚Die Offenbarung‘ und ‚Wüste und Boden‘. Das Problem des Judentums wird dabei in allen seinen Erscheinungen und Gestaltungen behandelt. Auch das Verhältnis von Religion des Volkes und Universalismus wird öffentlich beleuchtet, ebenso der Unterschied vom Christentum.

Jeder Kenner weiß, wie schwierig es ist, das Judentum, das keine eigentliche Dogmatik besitzt und vor allem Ethik und gelebte Religion ist, für Leser darzustellen. Solche Darstellung ist außerdem von der geistigen Einstellung des Autors nicht zu trennen. Nun hat Baeck stets einen gemäßigten Liberalismus vertreten, genießt aber dennoch die volle Achtung der jüdischen Orthodoxie. Seine in diesem Alterswerk vertretenen Auffassungen von Geschichte, Wesen und Zukunft des Judentums kann man als die in ein System gebrachten Anschauungen des liberalen Judentums überhaupt bezeichnen. Überraschend ist die oft zutage tretende Fähigkeit Baecks, selbst das Kleinste in die großen Zusammenhänge hineinzustellen. Sein Stil zeichnet sich aus durch Prägnanz der Ausdrucksweise sowie durch Eindringlichkeit und Klarheit seiner Darstellung.

Das Buch ist von dem deutschen Verlag vorzüglich ausgestattet. Wünschenswert wäre ein Sachregister. Druckfehler finden sich Seite 120 (Buch der Sprüche), Seite 180 (Deut. 32, 43) und Seite 182 (Jes. 51, 12).